



Es gilt das gesprochene Wort!
Sendesperrfrist: 20.09.2010, 17:30 Uhr!

**Zukunft der Kirche –
Kirche für die Zukunft**

Plädoyer für eine pilgernde, hörende und dienende Kirche

**Impulsreferat
des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz,
Erzbischof Dr. Robert Zollitsch,
zur Eröffnung der Herbst-Vollversammlung
der Deutschen Bischofskonferenz
in Fulda am 20. September 2010**

Sehr geehrte, liebe Mitbrüder,

in ihrem Buch „*In fremder Welt zu Hause*“¹, das Bischof Joachim Wanke zusammen mit Pater Manfred Entrich OP zu Beginn unseres neuen Jahrhunderts publiziert hat, geben die Autoren Impulse für eine innovative und in die Zukunft blickende Seelsorge. Es geht um das, was wir auch mit der Gründung unserer neuen „Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral“ im Januar dieses Jahres verstärken wollten und was bei der Tagung Anfang September in Erfurt intensiv diskutiert wurde. Es geht um die „Herausforderungen einer missionarischen Pastoral“. Wir wollen unsere Seelsorge deutlicher missionarisch ausrichten. Wir wollen uns stärker auf die Menschen zubewegen und den Gläubigen noch mehr Weggefährten sein. Dabei wissen wir, dass wir einen Auftrag haben; wir wissen, dass das Evangelium, das zu verkünden uns aufgegeben ist, über diese Welt hinaus weist. Wir spüren, dass wir in dieser Welt fremd sind. Zugleich ist uns aufgetragen, in dieser Welt zu wirken und so in ihr auch ein Stück weit heimisch zu werden.

Kaiserstraße 161
53113 Bonn

Postanschrift
Postfach 29 62
53019 Bonn

Ruf: 0228-103-0
Direkt: 0228-103 -214
Fax: 0228-103 -254
E-Mail: pressestelle@dbk.de
Home: <http://www.dbk.de>

¹ Manfred Entrich, Joachim Wanke (Hrsg.), *In fremder Welt zu Hause. Anstöße für eine neue Pastoral*, Stuttgart 2001.

Herausgeber
P. Dr. Hans Langendörfer SJ
Sekretär der Deutschen
Bischofskonferenz

Die These „In fremder Welt zu Hause“, die in dem Buchtitel enthalten ist, erinnert uns daran, dass wir uns in dieser Welt nicht festsetzen dürfen. Wir sind Pilger und spüren die Spannung, die Dualität von Fremde und Heimat. Zugleich wissen wir um den Auftrag Jesu, der *„für die Kirche besagt“*, so formuliert es Papst Paul VI. in seinem Apostolischen Schreiben „Evangelii nuntiandi“, *„die Frohbotschaft in alle Bereiche der Menschheit zu tragen und sie durch deren Einfluss von innen her umzuwandeln und die Menschheit selbst zu erneuern“*². Dabei sind wir uns dessen bewusst, dass diese Erneuerung bei uns selbst anfängt, dass wir selber Pilger auf dem Weg sind zu jener Heimat, die uns Gott verheißen hat.³

1. Kirche als Pilgerin unterwegs

Im elften Kapitel des Hebräerbriefes rühmt der Verfasser den Glauben der Väter. Abraham, der Urvater der Glaubenden, ist Pilger: *„Aufgrund des Glaubens gehorchte Abraham dem Ruf, wegzuziehen in ein Land, das er zum Erbe erhalten sollte; und er zog weg, ohne zu wissen, wohin er kommen würde“* (Hebr 11,8). Der Auszug der Israeliten aus Ägypten ist der Beginn einer vierzigjährigen Pilgerschaft durch die Wüste. Israel ist das pilgernde und von Gott geführte Volk. Als Christen wissen wir, dass unsere Heimat im Himmel ist und dass wir mit dieser Verheißung als Pilger unterwegs sind. Sie verlangt von uns Mut und Vertrauen, uns auf das Wagnis und die Unsicherheit, die damit verbunden sind, einzulassen. Christlicher Glaube ist Pilgerschaft. Dazu gehört Aufbruch. Pilgerschaft und Aufbruch vertragen sich nicht mit Sesshaftigkeit. Wir haben die Zusage, dass Gott uns hilft, dass wir uns im Aufbruch in die Fremde nicht verlieren, sondern zu neuer Tiefe des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe finden.

Mir scheint, liebe Mitbrüder, dass uns Gott gegenwärtig kräftig an unser Pilgerdasein erinnert. In die Fremde unserer Gegenwart schickt er uns, um auszuloten, wo wir in ihr neu Heimat finden können. Dem Leben der Kirche sollen wir ein neues Gesicht geben. Stagnation wäre Verrat. Nicht wir dürfen auf die Welt warten, als müsse diese zu uns kommen. Vielmehr müssen wir zur Welt gehen: zum Menschen von heute. Das Zweite Vatikanische Konzil spricht wiederholt vom „pilgernden Volk Gottes“⁴. Steter Aufbruch und stete Erneuerung sind Grundbedingungen lebendigen Glaubens. Es gibt kein Reich Gottes, über das wir einfach verfügen könnten. Das Reich Gottes gewinnt Realität im Gang durch die Geschichte und beim Zug in die immer neue Fremde. Das ist eine grundlegende Realität: Sie verweist uns auf das Fragen und Suchen der Menschen und deren uns fremde Welt als Ort christlicher Sendung.

² Papst Paul VI., Apostolisches Schreiben „Evangelii nuntiandi“ über die Evangelisierung in der Welt von heute (EN), 8. Dezember 1975, 18.

³ Vgl. 2 Kor 5,1; Phil 3,20; Hebr 11,40; Kol 3,1-4.

⁴ Vgl. GS 1, 45; LG 8, 14.

Die Evangelisierung der Welt verlangt eine Kirche der Pilgerschaft. Eine Kirche der Sensibilität und des Respekts gegenüber dem Fremden.

Zu Recht sind wir stolz auf unsere Tradition, die gefestigten Überzeugungen und Orientierungen. Und doch dürfen wir uns nicht einrichten in ihnen. Jesus hat nicht gesagt: „Zieht euch in Stille zurück und wartet ab!“ Im Gegenteil: „**Geht zu allen Völkern, macht alle Menschen zu meinen Jüngern**“ (Mt 28,19); „*Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. [...] Fürchtet euch nicht (vor ihnen)!*“ (Mt 10,16.26). Die Dynamik des Aufbruchs in eine Welt, die zugleich Fremde und ein Stück zu Hause ist: Die Dynamik einer ständigen Erneuerung, die uns in Bewegung hält. Das hat Kardinal Joachim Meisner beim internationalen Priestertreffen in Rom zum Abschluss des Priesterjahres pointiert zum Ausdruck gebracht: „*Die Kirche ist die ‚Ecclesia semper reformanda‘, und darin sind der Priester und Bischof ein ‚semper reformandus‘, der immer wieder – wie Paulus vor Damaskus – vom hohen Ross gestoßen werden muss, um in die Arme des barmherzigen Gottes zu fallen, der uns dann in die Welt hinein sendet.*“⁵

Warum weise ich auf diese uns allen bekannten Zusammenhänge eigens hin? Wir spüren die bohrende Frage nach der Glaubwürdigkeit unserer Kirche in Deutschland. Diese Glaubwürdigkeit hängt ab von der Lebendigkeit der Kirche, ihrer Fähigkeit zu Umkehr und neuem Aufbruch und zu neuer Evangelisierung. Allerdings nicht im Geist einer Veränderung um ihrer selbst willen, sondern aus der inneren Verbundenheit mit dem Herrn im Glauben. Eine pilgernde Kirche ist unterwegs mit Christus und auf Christus hin. Als solche verdient sie dann auch das Vertrauen der Menschen.

2. Kirche, herausgefordert in der Krise

In den vergangenen Monaten sind viele Menschen in ihrem Vertrauen in die Kirche erschüttert worden. Nicht weil sie gleichgültig sind, sondern weil sie enttäuscht waren. Die Menschen wollen uns vertrauen können. Sie suchen Hilfe und Orientierung in den großen Fragen ihres Lebens. Sie wollen, wenn sie uns begegnen und uns Vertrauen schenken, Christus selbst begegnen. Das gilt für unsere Gläubigen genauso wie für zahllose Menschen außerhalb der Kirche. Sie wollen ganz konkret spüren und erfahren, was der neue Selige, John Henry Kardinal Newman, zum Wahlspruch hatte: „*Cor ad cor loquitur*“ – Das Herz spricht zum Herzen. Wir aber haben Zweifel aufkommen lassen an der Ernsthaftigkeit und Lauterkeit unseres Redens und Tuns. Vor allem klagen uns Menschen an, die Opfer von Übergriffen wurden. Darüber werden wir in den kommenden Tagen ausführlich sprechen.

⁵ Joachim Kardinal Meisner, Meditation beim Internationalen Priestertreffen zum Abschluss des Priesterjahres in der Basilika St. Paul vor den Mauern in Rom, 9. Juni 2010.

Eines ist klar: Es gibt für uns keinen anderen Weg als den der Offenheit, der Ehrlichkeit und den des Zuhörens. Wenn Opfer ihr Schweigen brechen und darüber zu sprechen beginnen, wie sie erniedrigt und gedemütigt wurden, dann ist das für uns die Stunde des Anhörens und Zuhörens. Stets beginnt die Umkehr des Gläubigen im Hören und Sehen des Nächsten, besonders des Armen. Wir haben noch mehr zu lernen, eine Kirche des Hörens zu sein. Dabei hören wir in diesen Wochen Vieles, das über den Bereich sexueller Verfehlungen weit hinausreicht. Darunter sind auch Fragen, die uns lange vertraut sind. Zum Beispiel bohrende Zweifel an der einen oder anderen Lehre der Kirche – etwa im Bereich der menschlichen Sexualität. Viele stellen die Ehelosigkeit der Priester in der lateinischen Kirche massiv in Frage oder nehmen Anstoß an manchen katholischen Positionen in der Ökumene. Wir müssen entscheiden, wie wir mit dem Gehörten umgehen, auch mit unangenehmen Fragen.

Im Nachdenken über die Entwicklungen dieses Jahres sind mir einige Einsichten zugewachsen, worin die tieferen Ursachen dieser Glaubwürdigkeitskrise bestehen, in der wir stecken. Ich möchte drei von ihnen nennen.

- Eine erste Ursache besteht, so scheint mir, in einer folgenschweren Verengung des Verständnisses vom Menschen. Wir vergessen zu oft die Schwäche und Erlösungsbedürftigkeit des Menschen. Wir lassen uns allzu sehr von einem unrealistischen Optimismus leiten. Wir haben uns ja angewöhnt, sehr positiv über den Menschen, seine Größe und seine Würde zu sprechen. Wir wollen in den gesellschaftlichen und politischen Debatten die Würde des Menschen verteidigen. Und wir tun dies mit guten theologischen Gründen. Gott hat den Menschen nach seinem Bild geschaffen (Gen 1,27). Daher bekennen wir mit dem Beter der Psalmen: „*Du hast ihn (den Menschen) nur wenig geringer gemacht als Gott, hast ihn mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt*“ (Ps 8,6f.). Aber schon auf den ersten Seiten der Heiligen Schrift wird auch vom Scheitern des Menschen, vom bösen Sinnen und Trachten seines Herzens gesprochen. Die Bibel weiß besser als das optimistische Denken mancher moderner Geistesströmungen, dass die Welt nicht nur gut ist und auch nicht durch menschliche Moralität in Ordnung gebracht werden kann. Der Mensch ist immer auch Gefangener der Sünde. Er kann scheitern. Haben wir nicht die Theologie des Scheiterns zu kurz kommen lassen? Ist sie nicht verkommen zu einer fast leidenschaftslosen Rede über die Sünde? Haben wir nicht das Bild unserer selbst und der Priester so stilisiert, dass der menschliche Abgrund übersehen wurde, vor dem unausweichlich auch der geweihte Mensch steht? Die Folge: Unehrlisches Reden und Handeln, Mangel an Offenheit und Wahrhaftigkeit, Neigung zum Überdecken von Fehlern und Hinwegsehen über Verbrechen.
- Ich sehe eine zweite Form der Überschätzung, die ebenfalls negative Folgen hat. Man sagt über die Kirche – und meint oft konkret uns Bischöfe –, wir würden zu sehr als Wissende und Lehrende und zu wenig als Lernende auftreten, meist als Sprechende und selten als

Hörende. Man wirft uns mangelnde Lernbereitschaft vor und sagt, unsere eigene Lebenswelt sei zu weit entfernt von der Lebenswelt der Menschen, sowohl in der Kirche als auch insgesamt der Gesellschaft. Dahinter steht der Eindruck, wir seien zu wenig vertraut mit der Welt als unserer Heimat in der Fremde. Oder auch die Einschätzung, wir würden sie auf Distanz halten, um nicht ihre Aporien und Tragödien erkennen und nicht die Konstrukte der Realität aufgeben zu müssen, denen unsere Zeitgenossen Realitätsferne bescheinigen. Zwar weiß ich aus meinem eigenen Leben, wie oft und intensiv die Bischöfe und Pfarrer das Dunkel der Schicksalsschläge, Verstrickungen und Schwachheit von Menschen mittragen. Ich will aber auch nicht bestreiten, dass wir uns die Nachfrage gefallen lassen müssen, ob wir in ausreichendem Maß Lernende sind, die bescheiden und demütig in die Schule des Lebens gehen und nicht in allem immer schon Bescheid wissen. Verschlossenheit und Realitätsferne aus Voreingenommenheit können zu Hartherzigkeit führen. Die aber vertieft die Krise des Vertrauens und den Mangel an Glaubwürdigkeit, dem wir begegnen.

- Ich darf auf einen dritten Grund hinweisen für den Rückgang an Vertrauen gegenüber unserer Kirche. Verlust von Vertrauen wiegt schwerer als der Mangel an Realismus, von dem ich bislang sprach. Er betrifft den Kern unserer Sendung: Vielleicht wird heute zu wenig deutlich, dass die Kirche anders ist als andere Vereinigungen. Vielleicht ist ihr Bezug zu Gott nicht hell genug. Vielleicht vergessen wir die transzendenten Quellen, aus denen die Kirche lebt. Es wäre eine Selbstsäkularisierung, würden wir in der Kirche vor allem ihren Einsatz für die Gerechtigkeit und die effiziente Organisation der Pastoral hervorheben und dabei das göttliche Licht unter den Scheffel stellen, das darin leuchtet. Denn Gebet und Liturgie, Verkündigung des Glaubens und Zuwendung zu den Menschen in Not offenbaren nicht nur Menschliches, sondern Göttliches. Der Herr selbst wirkt in der Kirche. Wie in Christus Gottheit und Menschheit zwar unvermischt, aber eben auch ungetrennt sind, so gehen die Liebe Gottes zu den Menschen und das Handeln der Kirche eine untrennbare Einheit ein. In diesem Sinne nennt das Zweite Vatikanische Konzil die Kirche ein Sakrament, und das heißt *„Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“*⁶. Vertrauen wird man der Kirche dann schenken, wenn sie authentisch sie selbst ist: eine spürbare und glaubwürdige Einheit von Göttlichem und Menschlichem, wie sie die Menschen auch in der Gegenwart suchen und ersehnen.

Ursachen eines Mangels an Vertrauen in die Kirche sind neben anderen auch diese drei Faktoren: die Überschätzung des Menschen und Überforderung des Priesters, eine mangelnde Lernbereitschaft in der Kirche und mangelnde Transparenz auf Gott hin. In vielen Begegnungen und Gesprächen der letzten Monate hat es mich geschmerzt, dass nicht wenige

⁶ LG 1.

Menschen mit dem Vertrauen in die Kirche auch den Glauben an Gott und die Hoffnung auf seine beschützende Liebe verloren haben. Viele empfinden ihren ohnehin angefochtenen Glauben nun noch schwächer als zuvor. Mag sein, dass es dafür in jeder einzelnen Biographie viele Gründe gibt. Doch müssen wir eingestehen, dass auch das Handeln – oder eben auch das langjährige Nicht-Handeln – der Kirche und Fehler und Fehlhaltungen unserer selbst den Zugang zu Gott erschweren.

Ich sage das mit großem Nachdruck, um mich gegen die These abzugrenzen, in erster Linie seien wir Opfer von Kräften, die uns gegenüber gegnerisch eingestellt sind. Es wäre im Gegenteil eine Zuspitzung eines mangelnden Realitätssinnes, von dem ich gerade sprach, wenn man annähme, in erster Linie sei alles vor allem von den Medien inszeniert, die eine Schwächung der Kirche von außen herbeiführen wollen. Ich bestreite nicht, dass uns die zurückliegenden Monate in krasser Weise die Ambivalenzen der Mediengesellschaft gezeigt haben. Es gab auch einen Mangel an journalistischer Professionalität und fragwürdige Polemik. Am Ende aber frage ich mich, ob uns nicht mehr als dies alles ärgern muss, dass es nicht selten die Medien waren, die den Opfern eine Stimme gegeben haben – was eigentlich unsere Aufgabe gewesen wäre. Klar: in der Gesellschaft stoßen wir auf Vorbehalte und Ablehnung. Wir müssen ihnen entgegentreten, um nicht noch mehr das Vertrauen in den Glauben zu schwächen. Zugleich aber gebietet es derselbe Glaube, mögliche Gründe für einen Mangel an Vertrauen in die Kirche aufzudecken, die bei uns selbst gegeben sein könnten.

Dennoch: Eine Krise – und um die handelt es sich ohne Zweifel – ist eben auch eine Zeit der Klärung, die viel zukunftsweisendes Potential haben kann. Man verabschiedet sich von Illusionen und falschen Einschätzungen. Sie ist ein Impuls des Heiligen Geistes, eine privilegierte Periode der Scheidung der Geister. Unser Pilgerweg geht ja weiter und unser Blick ist dafür geschärft, wie er beschaffen sein wird.

3. Kirche in einem neuen Aufbruch

Eins ist klar: Aufbruch verlangt eine konsequente Option für die Menschen. Ohne eine positive und liebevolle Einstellung zum Menschen gibt es keine pilgernde und missionarische Kirche. Gerade haben wir den 100. Geburtstag von Mutter Teresa begangen. Sie gehört zu den leuchtenden Vorbildern des Glaubens im 20. Jahrhundert. Wir brauchen solche „*burning people*“ wie sie, die sich verzehren und eindeutig die Liebe Gottes leben und bezeugen. Sie steht für Wachheit, Achtsamkeit und Hinwendung zu den Menschen – gelebt aus den Kraftquellen des christlichen Glaubens. Unser Alleinstellungsmerkmal ist es, dass wir die Menschenliebe Gottes vergegenwärtigen. Darauf können wir nicht verzichten. Was ist dazu konkret gefordert?

Wir haben den Blick dafür geschärft, dass wir den Weg zu den Menschen und die Pilgerstrecke zum Herrn nur finden, wenn Bischöfe, Priester und Laien, Ehrenamtliche und Hauptberufliche, auf authentische und enge Weise miteinander verbunden sind. Dialog und gemeinsame Wegsuche sind unverzichtbar. Für alle gilt, was das Tagesevangelium heute sagt: *„Gebt also acht, dass ihr richtig zuhört“* (Lk 8,18). Papst Paul VI. hob in seiner Antrittsenzyklika „Ecclesiam Suam“ die Chance und besondere Dringlichkeit von Gespräch und Dialog hervor: *„Im Dialog entdeckt man, wie verschieden die Wege sind, die zum Licht des Glaubens führen, und wie es möglich ist, sie alle auf dasselbe Ziel hinzulenken. Auch wenn sie voneinander abweichen, können sie doch zur Ergänzung beitragen, weil sie unsere Überlegungen auf ungewohnte Bahnen lenken und uns zwingen, unsere Forschungen zu vertiefen und unsere Ausdrücke neu zu gestalten. Die Dialektik dieses Denkens und dieser Geduld lässt uns auch in den Meinungen der anderen Wahrheitselemente entdecken“*.⁷ Die Wahrheit des Anderen aufnehmen und sie vom Anderen hören: Vielleicht müssen wir die Chance und Herausforderung des Dialogs noch stärker wahrnehmen und schätzen. Um so weit und weltoffen zu werden, wie es einer Kirche entspricht, die eben in der Fremde der Welt nicht nur fremd, sondern auch beheimatet sein will. Weil wir Christen wissen, dass Gottes Geist überall wirkt, brauchen wir keine Angst zu haben, uns selbst zu verlieren und aufzugeben, wenn wir Brücken des Dialogs bauen. *„Jede Wahrheit, von wem sie auch verkündet wird, kommt vom Heiligen Geist“* – so sagt es der heilige Ambrosius.

Dialog lebt zunächst vom Hören, vom Zuhören, vom aufeinander Hören und aufmerksamen Wahrnehmen des anderen und seiner Meinung. Damit der Dialog gelingt, braucht es ein hörbereites Ohr, ein sensibles Herz und ein waches Gespür für die Zeichen der Zeit und die Fragen der Menschen. Der Freiburger Religionsphilosoph Bernhard Welte hat die tiefsinnige und bis heute gültige Beobachtung gemacht: *„Es ist eine Gnade, auf einen Menschen zu treffen, der die Kunst des guten Zuhörens wirklich vermag. Ja man kommt allmählich darauf, dass gutes Zuhörenkönnen eine größere Kunst ist als gutes Redenkönnen.“*⁸ Es gibt freilich eine noch tiefere Dimension des Zuhörens. Sie besteht darin, dass man Gottes Stimme vernimmt und auf diese Weise mit ihm ins Gespräch kommen kann. Diese große Chance des Hörens verdient Beachtung: Wer nur redet und nicht hört, verliert den Kontakt mit dem Herrn. Er verschließt sich dem Heiligen Geist.

Liebe Mitbrüder, wir Bischöfe können mit gutem Beispiel vorangehen. Eine klare Option für die Menschen ist eine klare Option dafür, ihnen Gehör zu schenken. Wir hören dann von ihnen, dass sie ihr Heil suchen. Wie sie auf ihre Grenzen stoßen – die körperlichen, seelischen und moralischen. Wir hören, wie sie hoffen, an diesen Grenzen nicht zu scheitern. Wie sie ersehnen, ihrer Enge entkommen zu können, der Einsamkeit und Isolation, der

⁷ Papst Paul VI., Antrittsenzyklika „Ecclesiam Suam“, 6. August 1964, 83.

⁸ Bernhard Welte: Vom rechten Hören, in: Fragestellungen einer Akademie, Freiburg 1981.

Chancenlosigkeit und Ausgrenzung, dem immer wieder neuen Druck, sich beweisen zu müssen. Wir lernen, wie sie nach einer Kraft, einem Heil und einem Leben hungern, welche die Grenzen dieser Welt überschreiten. Wir erfahren von der Sehnsucht nach einem Leben, das Gott aus dem Jenseits seines Lichtes schenken will. Die Menschen und die Welt haben der Kirche Entscheidendes zu sagen. Sie sind die Welt, in der wir leben und verkünden, auch wenn dies zunächst fremd erscheint. Natürlich müssen wir auch Fragen und Kritik anhören und aushalten, auch solche die wir nicht annehmen wollen. Aber auch eine ungerechtfertigte Kritik kann Ausdruck dafür sein, dass ein Mensch auf der Suche nach etwas Richtigem ist. Dass er bei uns nicht oder noch nicht das findet, was er für sein Heil sucht. Das gilt es dann auch ernst zu nehmen.

Es kommt sehr auf die enge Verbindung zwischen der Kirche einerseits und der Welt und den Menschen andererseits an. Ein neuer Aufbruch der Kirche lebt von einer vertrauenswürdigen Nähe und verlässlicher Verbundenheit zwischen Kirche und Welt. Lassen Sie mich im Blick auf die Erfahrungen der letzten Monate drei Erfordernisse nennen, denen wir uns, wie ich meine, verstärkt stellen müssen.

- Kontinuierliches Fortschreiben einer neuen Praxis: In den zurückliegenden Monaten waren rasche Reaktionen und neue Wege des Vorgehens der Kirche nötig. Das Aufdecken des Versagens einer Reihe von Priestern und Ordensleuten hat Fehler in der Wahrnehmung, Beurteilung und Reaktion zutage gefördert. Wir haben Opfern zu wenig zugehört, Fehler falsch beurteilt und unser Handeln, wie andere auch, oft zu sehr darauf ausgerichtet, dass das Ansehen der eigenen Institution, der Kirche, bewahrt bleibe. Die Zuwendung zu vielen Menschen war zu oft misslungen. Wir haben erste Korrekturen vollzogen. Dafür sind die Einrichtung der Hotline oder die Verbesserung der Leitlinien gute Beispiele. Doch sind wir damit nicht am Ende. In diesen Tagen werden wir über Grundsätze zur Prävention sprechen und uns von ersten Überlegungen berichten lassen, welche freiwilligen Leistungen zum Ausdruck bringen können, dass wir das Unglück und Leid wahrnehmen, die Mitarbeiter der Kirche jungen Menschen zugefügt haben. Aber wir müssen auch danach noch weitere Schritte tun. In den Beratungen der Herbst-Vollversammlung geht es vornehmlich darum, dass wir diesbezüglich klare Signale geben. Wir sind aufgeschlossen für Veränderungen, die uns als Kirche stärker machen, weil sie uns enger mit Gott, wie auch enger mit den Menschen und der Welt von heute verbinden.
- Offenheit in der Reflektion: Den Reflektionstag werden wir dazu nutzen, uns Rechenschaft zu geben über den Vertrauensverlust, der in Publizistik und Umfragen wie auch in zahllosen Einwüfen von Gläubigen sowie nichtkirchlichen Personen seinen Niederschlag gefunden hat. Wir werden ungeschminkt ausleuchten, wie wir als Kirche in

Wort und Tat mit dem Vorwurf umgehen müssen, es gebe in ihr zu wenig Transparenz und zu viele Denk- und Diskussionsverbote.

Gelingen kann das jedoch nur, wenn wir offen und angstfrei miteinander reden. Der neue Aufbruch, den wir suchen, beginnt bei uns selbst! Wir brauchen eine vertiefte Selbstvergewisserung über uns selbst, besonders darüber, was wir als Bischöfe zu tun haben: im eigenen Bistum, in der Bischofskonferenz und in der Weltkirche, auch in Bezug auf die Einheit mit unserem Heiligen Vater. Wir haben diese Reflektion über uns selbst bislang selten angestellt. Auch nicht über unser Kommunikationsverhalten. Unsere öffentliche wie auch die interne Kommunikation war nach meinem Eindruck im ersten Halbjahr nicht gerade vom Gedanken der *Communio* geleitet und kaum aufeinander abgestimmt – um es milde zu sagen.

- Bewusster dienende Kirche sein. Jeder von uns, liebe Mitbrüder, wurde, bevor er die Priester- und Bischofsweihe erhielt, zum Diakon geweiht. Dies will uns bleibend daran erinnern, dass Jesus Christus *„nicht gekommen ist, um sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen“* (Mk 10,45). Bischof Joachim Wanke weist in seinem Artikel *„Gott bezeugen und den Menschen dienen“*⁹ im „Rheinischen Merkur“ im Juni dieses Jahres zu Recht darauf hin, dass eine Erneuerung der Kirche zu einer neuen Glaubwürdigkeit nach außen und zu einer neuen Zuversicht nach innen führen soll. Der Weg dazu sei eine zündende Vision. Und er schlägt vor: *„Die Vision einer den Menschen dienenden Kirche“*. Zweifellos leisten gläubige Christen und viele kirchliche Einrichtungen zahllose Dienste in und an unserer Gesellschaft. Dies darf und soll auch gesagt werden.¹⁰ Doch es kommt darauf an, dies mit „demütigem Selbstbewusstsein“ zu sagen und zu tun. Ein Glaube, der von der Liebe getragen ist und sie aufscheinen lässt, kann Menschen ansprechen und überzeugen. Eine in dieser Weise demütig dienende und sich dabei (zumindest ab und zu) selbst vergessende Kirche kann, so Joachim Wanke, zukunftsweisend sein für unsere Kirche in Deutschland.

4. Weitere Schritte wagen

Trotz allem beginnt unser Nachdenken, beginnt unser Dialog – Gott sei Dank – nicht am Nullpunkt. Als Bischöfe stehen wir vielfach in persönlichem Kontakt zu Menschen, wir hören ihre Geschichten und helfen in der Seelsorge, wo es geht. Viele von uns haben in persönlichen Begegnungen mit Einzelnen, in Gremien, bei öffentlichen Veranstaltungen oder über moderne

⁹ Joachim Wanke, *Gott bezeugen und den Menschen dienen. Eine therapeutische Überlegung zur gegenwärtigen Lage der katholischen Kirche*, in: Rheinischer Merkur Nr. 24, 17. Juni 2010.

¹⁰ Vgl. Mt 5,16.

Kommunikationswege die Möglichkeiten des Dialogs erprobt. Dies alles wird und muss weitergehen. Doch glaube ich, dass wir gemeinsam noch einen weiteren Schritt wagen sollten.

Es braucht, so meine ich, einen neuen, gemeinsamen und zielgerichteten Gesprächsprozess, wenn wir unbeirrt in die Zukunft gehen wollen. Warum sollten wir den Reflektionsprozess dieser Vollversammlung nicht fortführen in einem breiteren Reflektionsprozess in der Kirche in Deutschland insgesamt? Wir spüren in vielen Zuschriften, Leserbriefen, Artikeln und noch mehr in den persönlichen Gesprächen, dass viele Priester, Diakone, Ordensleute und Laien unsicher geworden sind. Wir machen aber auch die Erfahrung, dass viele von ihnen mit großem Ernst und – um es mit diesem etwas aus der Mode gekommenen Wort zu sagen – in Liebe zur Kirche nach Wegen suchen, wie die Kirche ihrer Sendung auch in gewandelter Zeit gerecht werden kann. Jeder von uns kennt Menschen, die in den verschiedenen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens Herausragendes leisten und der Kirche ihre Hilfe und ihren Sachverstand anbieten – aus Respekt und unabhängig von ihrer eigenen Gläubigkeit. Warum sollten wir sie nicht in diesen Reflektionsprozess hinein nehmen? In unseren Orden, in den geistlichen Gemeinschaften, den Vereinigungen und Initiativen, den katholischen Verbänden, in unseren Priesterräten, den Diözesanräten und im Zentralkomitee der deutschen Katholiken haben wir engagierte und qualifizierte Weggefährten.

Warum sollten wir nicht dazu einladen, dass sich viele in Wahrhaftigkeit, Mut und Klugheit an diesem Nachdenken beteiligen – und zwar die Priester, Diakone, Ordensleute und die „Laien“, die oft Experten sind. Das Konzil hat es den Laien ausdrücklich aufgetragen, ihren Sachverstand zum Wohl der Kirche einzubringen: *„Entsprechend dem Wissen, der Zuständigkeit und hervorragenden Stellung, die sie einnehmen, haben sie die Möglichkeit, bisweilen auch die Pflicht, ihre Meinung in dem, was das Wohl der Kirche angeht, zu erklären.“*¹¹

Mir schwebt ein solcher Gesprächsprozess vor, über dessen genaue Ausgestaltung auf der Ebene der Bistümer und auf der Ebene unserer Bischofskonferenz wir uns freilich weiter Gedanken machen müssten. Ich weiß, dass ein solcher Prozess nicht zu unrealistischen Erwartungen führen und die Teilnehmenden nicht überfordern darf. Vorrangig müssen in diesen Tagen zunächst einmal wir selbst uns klar machen, dass *wir* eine kommunikative Initiative solcher Art ergreifen *wollen*. Was zur Folge hätte, dass wir auch diejenigen sind, die Verantwortung übernehmen für Form und Gestalt und Konsequenzen dieses Prozesses: Es geht um den Pilgerweg der Kirche in unserer heutigen Welt – konkret und in Orientierung am Leben der Menschen von heute. Es geht um mehr als bloß Reparaturen: Es geht um die Verlebendigung des kirchlichen Lebens.

¹¹ LG 37

Lassen Sie mich einige Beispiele für mögliche Themen nennen. Wir stoßen immer wieder auf Herausforderungen, vor denen unsere Verkündigung heute steht. Es gibt die vielgestaltige Frage nach dem Glauben; sie verbirgt sich oft hinter anderen Fragen. Die geistige Not vieler Menschen ist groß: Was muss geschehen, damit unsere Verkündigung heute verstanden wird? Damit wir mit Freude und mit Schwung Verkünder sein können – und zwar Laien und Priester gemeinsam. Oder: Unsere Gemeinden sind im Umbruch. Das Profil des Pfarrers und Priesters und die Anforderungen an ihn ändern sich – auch im Hinblick auf eine mit den Laien geteilte Verantwortung für die Kirche. Die Menschen haben sich geändert – auch die Katholiken. Ihre Sprache ist anders als früher; nicht selten hat sich ihre Frömmigkeit geändert, auf jeden Fall sind ihr Leben und ihr Zusammenleben, ihre Bindungen und ihre Bindungsbereitschaft anders geworden. Wie können wir unsere Überzeugungen werbend und befreiend mit ihnen teilen? Auch in den ganz persönlichen Bereichen von Partnerschaft, Ehe, Familie und Sexualität? Oder: Wie kann eine Kommunikation aussehen, die das Gespräch zwischen Bischöfen, Priestern und Gläubigen dauerhaft auf eine bessere Grundlage stellt? Und was erwarten die Menschen wirklich von uns, was schulden wir ihnen? Wissen wir das wirklich? Oder glauben wir nur immer schon, es zu wissen, weil wir nicht selten seit Jahrzehnten immer nur die Fragen hören, an die wir uns gewöhnt haben?

Wichtig ist der Austausch über Hintergründe und Argumente für verschiedene Positionen. Wir müssen darüber reden, warum wir die Dinge so sehen, wie wir es tun. Und wir müssen verstehen, warum andere in derselben Sache zu anderen Positionen kommen. Nur so können wir die richtigen und in die Zukunftweisenden Antworten finden, die wir schuldig sind – und dies auf eine Weise, die verständlich ist.

Ich erwarte mir in diesen Tagen eine Meinungsbildung, ob die Zeit für einen solchen Prozess reif ist. Seine Ausgestaltung würde eine Reihe von Detailfragen aufwerfen, die eine ruhige Klärung erfordern. Welche Formen der Beteiligung sind vorzusehen? Wie kann man das Gespräch konstruktiv strukturieren? Vor allem in Bezug auf seine Themen. Welche Rolle können dabei neue Medien spielen? Welche Unterstützung durch unsere Mitarbeiter oder sonstige Personen wäre nötig? Welche Hilfe kann und will die Steuerungsgruppe leisten, die mit unseren Mitbrüdern Erzbischof Reinhard Marx, Bischof Franz-Josef Bode und Bischof Franz-Josef Overbeck bestens besetzt ist? Wir haben sie beauftragt, sich mit dem Dienst der Kirche im öffentlichen Leben Deutschlands zu beschäftigen.

5. In der Gemeinschaft des Glaubens

Ich möchte meine Analyse der Herausforderungen, vor denen wir stehen, noch vertiefen. Dabei gehe ich über die Erfahrungen der letzten Monate und auch die vielen Anfragen hinaus, die sie in Bezug auf unseren Dienst und dessen Glaubwürdigkeit und Authentizität ausgelöst haben. Der Weg der Kirche in Deutschland muss heute, liebe Mitbrüder, die Mitte finden zwischen einer ängstlichen Absonderung von der Welt und einer sendungsvergessenen

Anpassung an die Welt. Je nach Standpunkt kritisieren die einen ein *Aggiornamento*, das angeblich zu weit geht oder angeblich nicht weit genug geht. Wechselseitige Vorwürfe führen oft zu Verhärtungen. Es kommt dann leicht zu Stillstand und Leerlauf. Angst ist auf jeden Fall ein schlechter Ratgeber: sowohl die Angst derer, die an alten Zeiten festhalten und den Wandel nicht ernstnehmen wollen, als auch die Angst derer, die das Bewährte wegtun und die Spannung, in der der Glaube zu jeder Zeit stehen muss, auflösen wollen. Die einen meinen, Gottes Geist wirke immer nur in den altbekannten Formen und Formeln. Als ob nicht die ganze Geschichte des Christentums eine Geschichte voller Dynamik, eine Geschichte immer wieder neuer Übersetzungsleistungen gewesen wäre: aus dem Judentum in die griechische Welt, aus der Kultur des Mittelmeerraumes zu den Germanen, vom Mittelalter in Neuzeit und Moderne. Die Tradition ist grundlegend ein Prozess, der nicht an einem bestimmten Punkt der bisherigen Geschichte aufhört – weder beim Ersten noch beim Zweiten Vatikanischen Konzil. Die anderen geraten in eine Art Torschlusspanik und werden ganz unruhig, wenn sich Gott nicht an ihre Fahrpläne hält oder an das von ihnen vorgesehene Tempo. Um die Fahrt zu beschleunigen, werfen sie für unnötig befundenen Ballast ab, statt die Reichtümer der Tradition für die Zukunft fruchtbar zu machen. Könnte man Gottes Wirken prognostizieren, wäre es unser Geist und nicht der Heilige Geist. Er wirkt, wo und wie er will. Er schickt die Kirche immer neu auf den Weg.

Ich bin dankbar für die Klärungen, die das II. Vatikanische Konzil vollzogen hat. Sein Bild von Kirche ist geprägt durch den Begriff der *Communio*: das ganze Volk Gottes bildet eine Kirche in der ganzen Vielfalt der Charismen, Ämter und Dienste. „*In fidei communione*“, in der Gemeinschaft des Glaubens, ist die Kirche stark. Dazu gehört auch das Zusammenwirken der verschiedenen Vorlieben und Herzensanliegen, die es in der Kirche gibt. Nur so kann das pilgernde Volk Gottes seinen Weg als Kirche auf authentische Weise gehen und zu den Menschen von heute wirklich und unverkürzt finden, den Weg dessen Gott selbst sich bedient, um zu den Menschen zu gelangen.

Ihr Urbild für diesen Weg hat die Kirche in Maria, der Mutter unseres Herrn. Die Schrift schildert, dass sich die Jünger nach der Erhöhung des Herrn zum Vater um Maria sammeln, im Abendmahlssaal. Wo Maria ist, da entsteht Gemeinschaft, da wächst Kirche. Das hat eine Verbindlichkeit für die Kirche: Sie muss selbst sein wie Maria. Eine marianische Kirche ist eine Kirche, die birgt und Heimat gibt. Sie macht Mut, in die fremde Welt zu gehen und dort Heimat zu finden. Eine Kirche nach dem Urbild Maria ist eine Kirche geschwisterlicher *Communio*, getragen von Liebe und Solidarität. Sie ist eine pilgernde und hörende Kirche, ausgerichtet auf Gottes Ruf und Wort; eine geisterfüllte Kirche, voller Energie und Dynamik, eine Kirche, die Tag für Tag neu auf Gottes Geist hört, danach handelt und aufbricht.

Was bedeutet dies für uns in Deutschland? Wir Bischöfe stehen in der Verantwortung, verstärkt auf eine Kirche hinzuwirken, die aus der Verheißung Jesu Christi und der Vision des

Miteinanders lebt. Aus den vielen Gliedern wird ein Leib, wird eine Kirche, in die sich jeder Glaubende aus Liebe und in Freiheit einfügt. Dieser neue Bund, die neue Gemeinschaft löst sich vom bloß äußerlichen Nebeneinander, sie ringt um tiefe, innere Verbundenheit. Die Kirche wird so vertieft eine Gemeinschaft und Aufgabe aller, ein Bündnis des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. In ihm gilt der Andere nicht als Fremder, sondern als Geschenk, als Ergänzung oder gar Bereicherung. Gott hat uns unsere Gaben und Fähigkeiten gegeben „zum gemeinsamen Besten“ (1 Kor 12,7), „zum Aufbau des Leibes Christi“ (Eph 4,12).

Ohne Zweifel brauchen wir in unserer Kirche eine vertiefte Sensibilisierung und eine neue Wertschätzung des Miteinanders. Könnte es nicht sein, dass in der Gabe des anderen, in der Verschiedenheit und Vielfalt der Fähigkeiten und Talente etwas sichtbar und erfahrbar wird von Gottes Güte, Unendlichkeit und Fülle? Wer dies begriffen hat, sieht in der Vielzahl der Gaben nicht vorrangig eine mögliche Gefahr für die Einheit, nicht Anlass zu Neid und Zwietracht, sondern die Chance für kirchliche Lebendigkeit. Die Fähigkeit des anderen reicht möglicherweise über meine eigenen Grenzen hinaus und ist damit auch Begabung, Bereicherung und Gabe für mich. Ausdrücklich hat Papst Benedikt XVI. dieses Thema in seiner eigenen Diözese Rom angesprochen: *„Zu viele Getaufte fühlen sich nicht der kirchlichen Gemeinschaft zugehörig, leben am Rande von ihr und wenden sich nur bei bestimmten Anlässen an die Pfarreien, um religiöse Dienste zu erhalten. Unter den Einwohnern der einzelnen Pfarreien, auch unter denen, die sich zum katholischen Glauben bekennen, gibt es immer noch verhältnismäßig wenige Laien, die sich bereitwillig zur Arbeit in den verschiedenen apostolischen Bereichen zur Verfügung stellen. Gewiss gibt es viele Schwierigkeiten kultureller und sozialer Natur, aber treu dem Gebot des Herrn können wir uns nicht darauf beschränken, das Bestehende zu bewahren.[...] es bedarf einer Änderung der Mentalität besonders in Bezug auf die Laien, die nicht mehr nur als »Mitarbeiter« des Klerus betrachtet werden dürfen, sondern als wirklich »mitverantwortlich« für das Sein und Handeln der Kirche erkannt werden müssen ...“¹².*

Das alles ist nicht bloß ein fernes Ziel, nicht bloß Appell. Es gibt in der Kirche viele gute und Mut machende Erfahrungen der Lebendigkeit und der Einheit in Vielfalt. Es macht Mut, dass Zehntausende Kinder und Jugendliche die Schulen in kirchlicher Trägerschaft besuchen. Sie haben das neue Schuljahr mit Schwung und oft auch mit Stolz auf ihre Schule begonnen. Ihre Eltern vertrauen uns ihre Söhne und Töchter gerne an. Tausende junger Leute haben ihre Ferien in Zeltlagern und Ferienfahrten der Kirche verbracht. Die großartige Wallfahrt der Ministranten nach Rom hat uns erleben lassen, wie junge Menschen mit Freude, Elan und großer Neugier den Glauben und das Zusammensein mit Gleichgesinnten leben und feiern. Dasselbe gilt für das geistliche und ökumenische Zentrum von Taizé, das ich kürzlich besucht

¹² Papst Benedikt XVI., Ansprache zur Eröffnung der Pastoraltagung der Diözese Rom zum Thema „Kirchliche Zugehörigkeit und pastorale Mitverantwortung“ in der Basilika St. Johann im Lateran, 26. Mai 2009.

habe. Dort gibt die Gemeinschaft der Brüder vielen jungen Menschen Orientierung und geistlichen Halt.

Ein Übriges konnte man beim Ökumenischen Kirchentag in München erleben. Er war wiederum eine Demonstration der vielen Dienste und der vielen Begabungen in den Kirchen. Die Kirchen haben den Beweis angetreten, dass sie verlässlich und kompetent an der Seite der Menschen stehen. Sie helfen den Menschen, in Würde zu leben und auch in Würde zu sterben. In hunderten Einrichtungen der Caritas finden Menschen in Not die Erfahrung der Solidarität und menschlicher Nähe. Ich jedenfalls war aufs Neue beeindruckt von der Breite des kirchlichen Engagements, das in München zu erleben war. Besonders von den Ehrenamtlichen, die zehntausende Stunden zur Unterstützung unserer Gemeinden und Verbände aufbringen. Wir sind keineswegs Zeugen eines Zusammenbruchs des kirchlichen Lebens und Glaubens. Ich wundere mich sogar darüber, wie geflissentlich oft das viele Gute übersehen wird, das auch heute aus dem kirchlichen Raum erwächst.

„In fremder Welt zu Hause.“ In diesem Jahr ist unsere Herbstkonferenz in manchem anders als sonst. Sie soll bekräftigen, dass wir uns der Wirklichkeit der Kirche stellen. Vor allem stellen wir uns den Fragen und Sorgen der Menschen. Wir wollen unsere Mitmenschen hören und wir wollen mit ihnen sprechen. Wir wollen eine Kirche der Pilgerschaft sein, der anzumerken ist, dass sie in göttlichem Auftrag handelt. Wir wollen uns der Vielfalt der Gaben und Begabungen bedienen und eine geistliche Gemeinschaft vertiefen. Nicht Angst und Verzagtheit, nicht eine Flucht nach vorne und nicht der Traum von gestern sollen uns bestimmen und beseelen, sondern das Heil der Welt: fremde Heimat, aber eben Heimat in der Gefährtschaft dessen, der alle Tage bei uns bleibt, bis zum Ende der Welt. Der christliche Glaube ist mitnichten ein Überbleibsel aus längst vergangener Zeit. Er ist eine prägende Kraft für die Gegenwart. Er wirkt für eine menschenfreundliche Gesellschaft – auch in Zukunft.